

Bibelarbeit zu Jer. 29,4-9

09.09.2016, Bruder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses,

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

bevor ich mit Ihnen in die Bibelarbeit einsteige, gebe ich Ihnen einen kurzen Überblick, was Sie erwartet. Als erstes schauen wir uns den Bibeltext an und in welchem Kontext dieser entstanden ist. In einem zweiten Schritt widmen wir uns der aktuellen Integrationsdebatte und was uns die Bibelstelle hierzu beizutragen hat, um abschließend in Teil 3 auf die Aufgaben für Kirche und Diakonie zu blicken, die sich daraus ergeben.

1. Der Bibeltext

Lassen sie mich zunächst die Situation skizzieren, in der sich die Bibelstelle verorten lässt. Die geopolitische Lage Israels war immer schwierig. Bereits in alttestamentlichen Zeiten sah man sich eingeklemmt zwischen den Großmächten im Zweistromland (erst Assur, dann Babylon) im Norden und Ägypten im Süden. Im Westen das Mittelmeer, im Osten die Wüste. Nur zur Zeit des Königs David gelang eine leichte Ausweitung und Sicherung des eigenen Terrains, ansonsten war man auf eine komplizierte Bündnispolitik angewiesen, bei der man freilich auch daneben liegen konnte. König Jojachin jedenfalls hatte auf das falsche Pferd gesetzt, als er ein Bündnis mit den Ägyptern gegen Babylon einging: Am 16.03.597 vor Christus, also vor knapp 2.600 Jahren, nahm König Nebukadnezar von Babylon Jerusalem ein. Zur Unterwerfungspolitik der Babylonier gehörte es, einen wesentlichen Teil der Oberschicht, aber auch Menschen mit interessanten Kenntnissen und Fähigkeiten in die Hauptstadt Babylon zu holen und dort ansässig zu machen. Eben dies geschah mit den Israelis. Die Deportierten waren, auch wenn sie sich frei bewegen und kulturell, religiös, sozial und wirtschaftlich aktiv werden konnten, natürlich Geiseln: Bei einem Aufstand in der unterworfenen Heimat würde es ihnen als erstes an den Kragen gehen. Sie hatten also ein nachvollziehbares Interesse an Frieden in der alten Heimat.

Für Israel war die Deportation ins sogenannte babylonische Exil eine traumatisierende Katastrophe, verbunden mit schwerwiegenden religiösen Fragen: Warum hatte Gott sie nicht geschützt? Warum hatte er seinen eigenen Tempel in Jerusalem in die Hände der Feinde gegeben? Was hatten sie getan, um eine solch schwere Strafe zu verdienen? Und hatte Gott sie nun für immer verlassen? Wie sollten sie nun leben in dieser riesigen Metropole voll mit fremden Göttern und Tempeln, Bauwerken die fast bis zum Himmel reichten und Sprachen die sie nicht verstanden? Und wenn Gott sie nicht verlassen hatte, was wollte er dann jetzt von ihnen? Wie sollten sie ihn verehren, so weit weg vom Jerusalemer Tempel?

Wir spüren die Trauer, aber auch die trotzige Verweigerung und den Rachezorn in Psalm 137:

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande. Denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserem Heulen fröhlich sein: Singet uns ein Lied von Zion! Wie könnten wir des Herren Lied singen im fremden Lande? Vergesse ich dich Jerusalem, so verdorre meine Rechte. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein. Tochter Babel, du Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du uns angetan hast! Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert!

Bewegend erzählt dieser Psalm von der Trauer um den großen Verlust, vom trotzigen Festhalten an der alten Heimat und von blankem Hass auf die neuen Machthaber.

Wie immer in Zeiten der Krise treten auch unter den Deportierten in Babylon Propheten auf. Ihre Botschaften sind uns nicht überliefert, aber wir können sie uns leicht vorstellen. Da waren die einen, die die totale Assimilation verkündet haben: „Wir haben verloren“, werden sie gesagt haben, „gebt euren Glauben auf und passt euch an. Die Götter Babylons haben sich als größer erwiesen!“ Und da werden die anderen gewesen sein, die alles als Prüfung Gottes verstanden haben: „Verweigert Euch! Wehrt Euch! Gott will nur prüfen, ob wir auf ihn vertrauen. Ihr werdet sehen, schon in kurzer Zeit wird ein Heer von Engeln Babylon zerstören und uns befreien!“ In diese Situation der Verunsicherung und

wachsender Radikalität hinein schreibt der Prophet Jeremia aus Jerusalem einen Brief an die Deportierten in Babylon:

4 So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen:

*5 Baut Häuser und wohnt darin;
pflanzt Gärten und esst ihre Früchte;*

*6 nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter,
nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern,
dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet.*

*7 Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen,
und betet für sie zum Herrn;
denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.*

*8 Denn so spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels:
Lasst euch durch die Propheten die bei euch sind, und durch die
Wahrsager nicht betrügen, und hört nicht auf die Träume, die sie
träumen!*

*9 Denn sie weissagen euch Lüge in meinem Namen. Ich habe sie nicht
gesandt, spricht der Herr. (Jer.29,4-9)*

Eine Stimme der Vernunft, so scheint es. Und eine klare Aufforderung zur Integration. Jeremia scheint davon auszugehen, dass der Aufenthalt in Babylon dauerhaft sein wird. Weder erwartet er ein schnelles gewalttätiges Eingreifen Gottes, noch sieht er die Gottesbeziehung am Ende. In Babylon muss und wird etwas Neues entstehen, darauf vertraut er. Das Exil sieht er als Chance, die Gottesbeziehung neu zu gestalten. Gott spricht durch ihn zu den Weggeführten und klärt zu Beginn, dass er die Deportierten nach Babel bringen lassen hat. Die Deportation entspricht Gottes Willen, ohne dass an dieser Stelle der Grund dafür genannt wird. Weder von Strafe noch von Prüfung ist hier die Rede und auch nicht von einem weltweiten Missionsplan. Es geht hier nicht um das Warum, sondern darum, wie ein Weiterleben nach der Katastrophe

möglich ist. Wie wir es aus der Seelsorge kennen: Die Klage und die Frage nach dem Warum haben ihre Berechtigung, aber irgendwann muss sich der Mensch der Herausforderung des Weiterlebens stellen. „Macht euch Babylon zur Heimat“ sagt Gott: „Baut euch Häuser und wohnt darin“. „Und schafft euch eine wirtschaftliche Grundlage“: „Pflanzt Gärten und esst ihre Früchte“.

Die Ermutigung zur Beheimatung geht einher mit einer realistischen Einschätzung des Neuanfangs an einem fremden Ort. Gott spricht nicht von Weinbergen, die angebaut werden sollen, nicht von großer Landwirtschaft und Handel, sondern von Gärten zur Überlebenssicherung. Heute würde er vielleicht zum Betreiben eines kleinen Kiosks ermutigen. Und auch die Häuser, die da gebaut werden sollen, werden eher kleine Hütten sein. Vielleicht würden wir das, was da entsteht, eher ein Slum oder eine Favela nennen. Ein klassischer Ankunftsort in fremder großer Stadt, so wie ihn Doug Saunders in seinem großartigen Buch „Arrival Cities“ beschreibt. Aber so elend die Ansiedlung von außen auch wirken mag, sie bildet einen wichtigen Anfangsort für die Neuhinzugezogenen. Vorausgesetzt, die Deportierten dürfen arbeiten, Grund erwerben, Häuser bauen. In Babylon war das selbstverständlich möglich, auch wenn die alteingesessenen babylonischen Familien möglicherweise verächtlich herabgeschaut haben auf die elenden Viertel der Neuankömmlinge mit ihren fremden Sprachen und ihren unbekanntem Bräuchen. Aber wenn es um Integration geht, dann geht es ja um einen Prozess, der mindestens drei Generationen währt.

Jeremia weiß das und deshalb sollen sich die Deportierten Frauen nehmen. – Offensichtlich waren auch die Neuen aus Jerusalem überwiegend männlich – Woher die Frauen kommen sollen, sagt er nicht. Vermutlich aus der Heimat, aber eben auch aus Babylon. „Mischehen“ inklusive. Sie sollen sich vermehren, und auch ihre Kinder sollen sich vermehren. Enkel sollen geboren werden. Sie sollen „nicht weniger werden“, dort in Babylon. Der Mensch lebt durch seine Kinder, so dachte man damals und so denken auch heute noch manche. Wer auf drei Generationen plant, der plant auf Ewigkeit. Es geht nicht darum, durch Vermehrung Dominanz zu erlangen, sondern darum, die eigene Existenz, die eigenen Bräuche, die eigene Religion, sich selbst zu bewahren. Überleben ist das Ziel und es geht nicht um einen

demografischen Krieg, wie ihn vielleicht Herr Sarrazin anlässlich dieses Briefes unterstellt hätte. Nach drei Generationen kann man dann sehen, ob die Integration gelungen ist: Wohnen die Enkel und Urenkel immer noch in den elenden kleinen Hütten oder wohnen dort bereits andere Neuankömmlinge aus einer anderen Gegend dieser Erde? Leben die Enkel und Urenkel immer noch mehr recht als schlecht von dem kleinen Garten? Oder gehören sie längst zur babylonischen Gesellschaft – trotz anderer Religion? Immer vorausgesetzt, die babylonische Gesellschaft lässt das zu.

Gott jedenfalls ermutigt geradezu zu staatsbürgerlichem und politischem Engagement an dem neuen Ort: „Suchet der Stadt Bestes!“ Vom Shalom ist da im hebräischen Text die Rede. Weil das mehr ist, als einfach nur Friede als Abwesenheit von Krieg, übersetzt die Lutherbibel mit der „Stadt Bestes“. Shalom ist umfassender Friede: Friede zwischen den Menschen inklusive sozialer Gerechtigkeit und Friede zwischen Mensch und Gott und ja auch Friede zwischen den Menschen und der gesamten Schöpfung. Wäre Gott evangelisch und ein Kind des ausgehenden 20. Jahrhunderts, dann würde er wohl zum Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung aufgerufen haben. Ob eine solche weitgehende gesellschaftliche Beteiligung der Neuen Anderen in Babylon geduldet wurde, wissen wir nicht. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, weil Nationalismus und Rassismus noch lange nicht erfunden waren. Mit dieser religiösen Motivation im Nacken werden es manche Enkel und Urenkel längst zu hochangesehenen Beratern und Beamten am Königshof geschafft haben.

Aber die Deportierten sollen sich nicht nur für das Beste der Stadt, für ihren Shalom engagieren, sondern sie sollen auch für die Stadt beten. Auch ihr religiöses Engagement sollen sie für die neue Heimat einbringen. Eine Zumutung ist das. Erinnern wir uns an Psalm 137: Dort wurde um Vergeltung gebeten und dass die Kinder Babylons zerschmettert werden mögen. Beten für jene Stadt, die in einem Krieg Jerusalem besiegt und die Menschen deportiert hat? Das ist nun wirklich viel verlangt. Aber Gott ist gnadenlos pragmatisch und Jeremia mit ihm: „denn wenn´s ihr wohl geht, dann geht´s euch auch wohl!“ Das Wohl der aufnehmenden Gesellschaft und das Wohl der Neuhinzugekommenen hängen untrennbar zusammen. Ein neues Denken finden wir da: Das eigene Wohl ist eben auf Sand gebaut, wenn es auf Kosten des Anderen

entstanden ist. Dauerhaft ist das eigene Wohl nur als Win-Win-Situation zu erreichen. Wer seinen Wohlstand darauf aufbaut, Menschen überall auf der Welt auszubeuten, darf sich eben nicht wundern, wenn sie eines Tages anklopfen um etwas abzubekommen. Und kein Gemeinwesen wird dauerhaft überleben, in dem die einen immer ärmer und die anderen immer reicher werden ohne dass sich ernsthaft um Ausgleich und Gerechtigkeit bemüht wird. Egal ob das Gemeinwesen Babylon, Deutschland oder EU heißt.

Schließlich entzieht Gott den falschen Propheten in Babylon die Autorität: Es geht nicht um Assimilation, um Selbstaufgabe und Anpassung um jeden Preis. Welch ein Verlust wäre das auch, für die Deportierten wie für Babylon. Menschen sind verschieden, haben diverse Fähigkeiten, unterschiedliche oder keine Religionen. Das konstruktive Zusammenspiel der Unterschiede macht den Erfolg des Gemeinwesens aus. Das weiß heute jedes große Unternehmen und schult seine Führungskräfte in Diversity Management. Vielfalt erzeugt Resilienz, weiß der Psychologe. Und Biodiversität ist ein wichtiger Indikator für die Kraft und Widerstandsfähigkeit von Gottes guter Schöpfung.

Und es geht auch nicht um Selbstbehauptung um jeden Preis. Die ängstlichen „Vereinfacher“ und Populisten erkennen zu Recht, dass ihr Wohl von dem der anderen abhängt und sie sehen völlig zu Recht, welche Gefahr das bedeutet. Sie erkennen aber nicht, dass das Gute nur im Zusammenspiel mit dem Anderen und nicht gegen ihn zu erreichen ist. Niemand ist so sehr im Recht, dass er auf ein gewaltsames Eingreifen Gottes vertrauen sollte. Wer Bomben wirft, wird letztlich durch Bomben umkommen. Und wer Zynismus verbreitet und den anderen abwertet, wird sich seines eigenen Wertes bald nicht mehr sicher sein können. Wir sind aufeinander angewiesen. Wir brauchen es, dass es dem Anderen gut geht.

Jeremias Prophezeiung bewahrheitet sich übrigens. Für das Judentum war das sogenannte babylonische Exil eine der produktivsten Phasen seiner Geschichte. Ja, manche Theologen gehen soweit zu sagen, dass dort eigentlich erst erfunden wurde, was wir heute das Judentum nennen. Ohne Tempel mussten die Deportierten neue Wege finden, ihre religiösen Traditionen zu bewahren und fortzuentwickeln: das Judentum wurde eine Schriftreligion! Die bereits vorhandenen biblischen Stoffe wurden überarbeitet und fortgeschrieben. Zum Beispiel der wunderbare

Schöpfungsbericht in sieben Tagen ist Literatur und Offenbarung jener Zeit. Und der Sabbat wurde wichtig und durch eben jenen Schöpfungsbericht begründet. Die Beschneidung der Jungs wurde zentrales Zeichen der Zugehörigkeit und die jüdische Religion insgesamt eine sehr mobile Heimat. Viele Juden sind nie nach Jerusalem zurückgekehrt und wohl keine Religionsgemeinschaft hat so vielfältige Erfahrungen mit Integration sammeln können wie das Judentum. Und auch das lässt sich an der Geschichte des Judentums ablesen: Integration kann beim besten Willen der Zugewanderten nur dort gelingen, wo Integration auch erwünscht und ermöglicht wird. Die Geschichte des Judentums in Deutschland muss uns da eine Mahnung sein.

2. Die aktuelle Integrationsdebatte

1949 erschien in den USA ein Buch, das sich über Jahre als absoluter Verkaufsschlager erweisen sollte. Der Autor Paul Blanshard, ein hochangesehener liberaler Journalist, schlug darin Alarm wegen der aktuellen Flut von Einwanderern in die USA, die er als Bedrohung für Demokratie, Gleichheit und säkulare Werte wahrnahm. Diese Menschen kamen aus Ländern, die autoritär regiert wurden, in religiösen Fragen fundamentalistisch auftraten und in denen Frauen eine untergeordnete Rolle spielten. Religiös folgten sie eher einer politischen Ideologie als das man von einem Glauben sprechen konnte. Für Blanshard „ein Überbleibsel eines mittelalterlichen Autoritarismus, für das es in einem demokratischen amerikanischen Umfeld keinen Platz gibt.“ Blanshard behauptete, dass sich diese Menschen weder integrieren wollten noch integrierbar wären. Im Gegenteil: Sie lebten in Parallelgesellschaften und arbeiteten an der religiös motivierten Machtübernahme. Ein wichtiges Instrument dafür sei die überaus hohe Geburtenrate. Religiös ferngesteuert, patriarchal und undemokratisch lebten sie in ihren heruntergekommenen Vierteln. Die Frauen trugen Kopftücher und die religiösen Extremistinnen verhüllten sich komplett bis auf ihr Gesicht. Und Blanshard meinte belegen zu können, dass auch die Kriminalitätsrate unter diesen Zuwanderern deutlich höher war als unter der übrigen Bevölkerung. Tatsächlich waren von ihnen einige furchtbare Attentate begangen worden. Sein Buch traf den Nerv der Zeit und die

Zustimmung war nicht nur bei der Mehrheitsgesellschaft groß, sondern auch angesehene Intellektuelle wie Albert Einstein, Bertrand Russell oder der Theologe Reinhold Niebuhr lobten sein Werk. Blanshard verkaufte bis 1960 insgesamt 26 Auflagen. Der Name des Buches: „American Freedom and Catholic Power“. Die Einwanderergruppe: Katholiken aus Irland, Spanien, Italien und Portugal! Und über Nonnen im Straßenbild wurde damals diskutiert wie heute über die Burka.

Überhaupt kommt uns das alles erschreckend bekannt vor: Hatte Sarrazin nicht in seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ – ebenfalls ein absoluter Bestseller – vor wenigen Jahren genauso argumentiert? Muslime seien patriarchal, undemokratisch und religiös ferngesteuert und träten die Frauenrechte mit Füßen? Sie folgten einem geheimen Machtübernahmeplan und führten einen demografischen Krieg? Doug Saunders belegt in seinem 2012 erschienenen Buch „Mythos Überfremdung“ anhand von Literatur- und Pressequellen, dass fast jede große Einwanderungswelle an fast jedem Ort der westlichen Welt von den gleichen Ängsten der aufnehmenden Mehrheitsgesellschaft begleitet wurde. Der Auftakt zur Formulierung der Sorgen ist auch fast jedes Mal gleich: „Frühere Einwanderergruppen waren vielleicht schwierig, aber diese neue Gruppe ist ganz anders!“ Oder wie es Methusalix in „Das Geschenk Cäsars“ sagt: „Ich habe nichts gegen Fremde, aber diese Fremden sind nicht von hier!“

Offensichtlich lernen wir nichts dazu. Diese Erkenntnis ist frustrierend und tröstend zugleich. Tröstend insofern, als dass wir davon ausgehen können, dass sich die aktuellen Zuwanderer über mehrere Generationen genauso integrieren werden wie alle anderen zuvor. Und in fünfzig Jahren führen wir dann vielleicht die gleiche Debatte wieder über zuwandernde Buddhisten. Wer weiß.

Trotzdem ist Zuwanderung natürlich eine unruhige und verunsichernde Geschichte. Plötzlich diskutieren wir wieder über Werte und dahinter steht die Identitätsfrage: Wer sind wir? Wer sind die? Und uns wird deutlich, was uns wichtig ist. Schon erstaunlich, mit welcher Vehemenz in Deutschland plötzlich für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern oder die Rechte von Schwulen und Lesben eingetreten wird. Man sollte meinen, bei uns sei das alles seit Jahrhunderten rechtlich und politisch in Sack und Tüten. Dabei haben wir diesbezüglich noch ein

ganzes Stück Weg vor uns. Aber die Zuwanderer werden nun skeptisch auf ihre Werte befragt. Sind die überhaupt integrierbar? Wollen, ja können die sich überhaupt integrieren? Etwas Vernunft und kühler Kopf könnten helfen.

Natürlich vertreten Zuwanderer nicht die gleichen Werte wie die Mehrheitsgesellschaft. Und auch die Mehrheitsgesellschaft vertritt keinen homogenen Wertekanon, auch wenn die Gesetzeslage möglicherweise eindeutig ist: Darf man seine Kinder schlagen? Sollte man überführte Pädophile nicht besser lebenslang wegschließen oder vielleicht gar die Todesstrafe einführen? Bis zu welchem Grad von Behinderung ist ein Leben lebenswert? Sollte man eine Quote einführen, die sicherstellt, dass Frauen auch auf der Führungsebene der Unternehmen angemessen vertreten sind. Was ist in diesem Fall angemessen? Kann man eine lesbische Frau zur Bischöfin wählen? Fragen über Fragen und alles wird diskutiert. Gut so! Auch wenn´s manchmal wehtut.

Es ist gut, wenn unsere Gesellschaft über Werte diskutiert, aber während sie das tut, bringt sie Flüchtlinge monatelang in Baumärkten und Lagerhallen unter, und das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge benötigt viel zu lange, um über die Zukunftsperspektive eines Menschen zu entscheiden. Während sie ausgebremst, geparkt und verunsichert warten müssen, stellen sie sich möglicherweise ganz andere Wertefragen: Was ist mit meinem Selbstbestimmungsrecht? Warum darf ich nicht einfach dort leben, wo schon Verwandte und Freunde von mir warten? Weshalb erwartet man von mir, Deutsch sprechen zu können und lässt mich dennoch nicht in einen der Deutschkurse? Warum erlaubt man mir nicht, für mich selbst zu sorgen? Warum behandelt man mich wie einen Gegenstand und nicht wie einen Menschen? Abbas Khider beschreibt in seinem sehr lesenswerten Roman „Ohrfeige“ auf erschreckend eindrückliche Art und Weise, mit welchen Wertefragen z.B. Asylbewerber wirklich konfrontiert sind. Da sagt seine Hauptperson, dass ihn das Chaos und die Willkür der Behörden in seinem Heimatland oft wahnsinnig gemacht haben, aber der stumpfsinnige Mechanismus und die unaufhaltsame Unverständlichkeit der Arbeit deutscher Behörden, denen er sich vollständig ausgeliefert gefühlt hätte, hätten seine Seele zerstört. Es ist gut, dass unsere Gesellschaft über Werte diskutiert, aber möglicherweise diskutieren wir über die falschen Fragen.

Eine solche Frage ist auch die nach der Größe von Unterkünften für Flüchtlinge. Es klingt gut und nachvollziehbar, dass Zuwanderer möglichst dezentral untergebracht werden sollen, um sich besser zu integrieren. Aber entspricht das denn der Realität? Wie integrationsfreundlich ist denn eine deutsche Nachbarschaft? In welchem Hamburger Mietshaus interessiert man sich für seine Nachbarn, ja kennt überhaupt alle mit Namen? Wenn ich – sagen wir mal aus Afghanistan komme und mich plötzlich in einem Mietshaus mit deutscher Nachbarschaft wiederfinde, kann das auch zu schrecklicher Isolation und Einsamkeit führen. Kann nicht die Gegenwart und Unterstützung der eigenen Community auch für Integration hilfreich und stärkend sein? Vermutlich ist die Größe einer Unterkunft nicht so wichtig wie die Infrastruktur: Gibt es Schulen, Kitas, soziale Beratungsangebote, öffentlichen Nahverkehr, Geschäfte, Gastronomie und Möglichkeiten für niedrigschwellige berufliche Einstiege und sorgt die Polizei für Sicherheit? Oder entstehen infrastrukturell abgehängte, öde Schlafstädten fern ab vom Leben der verheißungsvollen Stadt, so wie wir es aus den Pariser Banlieues kennen? Solche Viertel können Integrationsbemühungen erheblich erschweren.

Aber bei dieser Debatte geht es wohl weniger darum, wie Zuwanderer sich gut integrieren können, als vielmehr um die – völlig legitime Frage – wie viel Zuwanderung eine Nachbarschaft ertragen kann und will. Sonst hätte man wohl kaum riskiert, Menschen länger als unbedingt notwendig in prekären und integrationsfeindlichen Erstunterkünften zu belassen. Bis heute ein Problem, weil nicht genügend Platz in den Folgeunterkünften entsteht. Wir brauchen ehrliche Debatten um die richtigen Fragen und wir müssen uns immer vergegenwärtigen, dass Integration zwar am ersten Tag beginnt, aber darüber hinaus einen langen Prozess darstellt. Wir sollten uns und die Zuwanderer nicht mit überzogenen Erwartungen belasten.

Zuwanderer sind Menschen im Übergang. Die Menschen mit denen wir es aktuell zu tun haben sind keine Zwangsdeportierten wie Jeremia, aber natürlich tragen sie genauso die Werte ihrer Heimat in Herz und Verstand. Sie haben den Ort gewechselt. Sie sind vielleicht einer großen Sehnsucht nach Frieden, Freiheit, Wohlstand und Zukunft für ihre Kinder gefolgt. Aber sie haben sich mitgenommen, ihre Geschichten, Erfahrungen und Prägungen und auch ihren Glauben. Es war natürlich

nicht alles schlecht in der alten Heimat. Fast nirgendwo ist alles nur schlecht. Die Lieder, die Riten, das Essen, die Nachbarn. Alles fehlt. Aber sie haben sich für ein neues Leben an neuem Ort entschieden. Sie wollen sich neue Häuser bauen und die Früchte ihres Gartens ernten. Sie wollen, dass es ihren Kindern und Enkelkindern gut geht. Viele sind auf fast anrührende Weise begeistert von ihrer neuen Heimat – dem Ziel ihrer Träume – und tragen doch schwere Trauer in ihren Herzen. Wie beheimatet man sich an einem Ort dessen Sprache und dessen Menschen – und in unserem Fall vor allem dessen Behörden – man nicht versteht? Sie wollen rechtschaffene Bürger werden, aber das war in ihrer Heimat vielleicht etwas ganz anderes als hier. Im Jüdischen Museum in Berlin hat der Architekt Daniel Libeskind einen Garten des Exils gestaltet, der die Verunsicherung der europäischen jüdischen Exilanten in den USA spürbar macht: Alles ist schief und es gibt keinen festen Boden unter den Füßen, jeder Schritt muss vorsichtig gesetzt werden. Leicht angekippte Stelen zerstören den Orientierungssinn. Man weiß nicht mehr, was ist schräg und was ist gerade, was ist richtig und was ist falsch. Ähnlich war wohl auch die Situation in der sogenannten babylonischen Gefangenschaft, von der wir durch den Bibeltext erfahren haben. Es braucht den klärenden Brief des Propheten Jeremias, eines Vertrauensmannes aus der eigenen Kultur- und Religionsgemeinschaft, um sich wieder auszurichten, um wieder zu wissen, was gut und richtig ist.

Zuwanderer sind Menschen im Übergang. Das gilt auch für ihre Werte. Eigentlich könnte das ganz gut passen zu einer Gesellschaft, in der auch alles immer in Bewegung und im Übergang ist. Vor diesem Hintergrund finde ich übrigens die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft einen wichtigen Beitrag als Integrationsangebot: Die aufnehmende Gesellschaft zeigt, dass sie die Situation von Zuwanderern ernst nimmt und würdigt. Sie zeigt, dass sie um die Situation des Überganges weiß und respektiert, dass man nicht von heute auf morgen ein anderer werden kann. Zu einer solchen Gesellschaft möchte man gerne gehören. Der Hamburger Regisseur Fatih Akin beschreibt im ZEIT Magazin wie sich eine solche Zeit des Übergangs anfühlt:

Früher, bis weit in die neunziger Jahre, bis Jogi Löw eigentlich, habe ich das deutsche Fußballteam gehasst. Ich habe mir bei jedem Spiel gewünscht, dass die Deutschen verlieren. Aber sie haben immer gewonnen. Und wenn sie doch einmal verloren haben, habe ich mich wahnsinnig darüber gefreut. Der deutsche Fußball war etwas für mich, womit ich mich überhaupt nicht identifizieren konnte... Das Krasse ist, dass die deutsche Mannschaft heute die einzige im ganzen Turnier ist, bei der ich mitfiebern kann. Wenn ich den jungen Fatih Akin, so Zurück-in-die-Zukunft-mäßig, besuchen könnte, dann würde ich ihm gerne sagen: Ey, du, irgendwann wirst du für Deutschland sein: Du musst es nicht jetzt gut finden, aber irgendwann wirst du es gut finden, glaube mir. Bei dem jungen Fatih würde dann wahrscheinlich die totale Verwirrung ausbrechen, er würde die Welt nicht mehr verstehen. Denn früher habe ich mich in diesem Land als Minderheit gesehen. Mir fehlte das Selbstbewusstsein, mich als Teil dieses Landes, als Deutschen anzunehmen. Also gelang es mir auch nicht beim Fußball. Jetzt tue ich das zum Glück. Aber das kam nicht von allein, dafür habe ich mich bewusst entschieden. Das hat einige Zeit gedauert, aber ich bin total daran gewachsen. [...] Anderen Gastarbeiterkindern würde ich sagen: ...Ey, Leute, identifiziert euch mit diesem Land. Es ist schon okay hier. Wartet nicht darauf, dass der Weiße euch selber als Teil dieses Landes annimmt, nehmt euch selber als Teil dieses Landes an. Egal, was der Arier sagt, ihr macht es nicht, um dem Arier zu gefallen, ihr macht es, um euch selber zu gefallen. Das andere schafft totale Minderwertigkeitskomplexe. Man muss die türkische, russische oder arabische Welt ja nicht aufgeben. Das ist ja nichts was man verrät. Die Angst ist es, die man loslassen muss, nicht die eigene Kultur. Die Angst, irgendwas zu verlieren. Schließlich kann vieles nebeneinander existieren. Es scheint ja auch an einem Tag die Sonne und an einem anderen regnet es, und trotzdem ist alles Mai.

Integration braucht Zeit. Bürger dieses Landes zu werden braucht Zeit. Und natürlich muss man nicht Fan der deutschen Fußballnationalmannschaft werden. An dem berührenden Text wird auch die besondere Last der zweiten Generation deutlich: Während die erste Generation Zuwanderer selbst entschieden hat, in dieses Land zu kommen und im Zweifelsfall an der Last der eigenen Entscheidung trägt,

findet sich die zweite Generation hier unfreiwillig vor. Sie haben keine andere Heimat als das neue Land und fühlen sich doch häufig fremd und heimatlos, empfinden das Fremdsein oft auch als Zuschreibung der Mehrheitsgesellschaft.

Tatsächlich haben Zuwandererkinder in Deutschland schlechtere Bildungs- und Berufschancen. Hier verstärkt sich der Skandal, dass in Deutschland nachgewiesenermaßen Bildung und Herkunft der Eltern für das eigene Fortkommen wichtiger sind als das eigene Bemühen. Zusätzlich wurde viele Jahrzehnte den sogenannten Gastarbeiterkindern die deutsche Staatsbürgerschaft nicht in Aussicht gestellt. Gerade für Jugendliche führt das Gefühl, nicht wirklich dazu zu gehören häufig zu schweren emotionalen Krisen. In der Folge wird die aufnehmende Gesellschaft abgelehnt und die alte, ferne Heimat oder möglicherweise auch die Religion glorifiziert. Ob Integration gelingt, erweist sich in der dritten Generation – und auch das nur, wenn die aufnehmende Gesellschaft, anders als zu Zeiten der Gastarbeiter, volle Integration auch will und fördert. Sonst verzögert sich der Prozess darüber hinaus, wie wir es heute in Teilen der türkischen Community erleben.

Den Umgang mit Zuwanderung kann und muss eine Gesellschaft lernen, davon bin ich überzeugt. Am Anfang steht ein humanitäres Engagement oder ein gesellschaftliches Interesse an Zuwanderung und möglicherweise erfolgt dann die Selbsterklärung als Einwanderungsland. Deutschland ist in den letzten Jahren zu einem sehr attraktiven Einwanderungsland geworden. Wir haben also wohl schon manches richtig gemacht. Trotzdem gibt es aus den Fehlern der Vergangenheit noch viel zu lernen. Integrationsmanagement wird in den kommenden Jahren möglicherweise zu einem eigenen Bereich der sozialen und politischen Wissenschaften werden. Möglicherweise entsteht sogar ein Berufsbild daraus. Das wäre vielleicht gut, denn unabhängig davon, dass Menschen sehr unterschiedlich sind und uns vielleicht bestimmte Kulturen und Religionen näherstehen als andere, können Bund, Länder und Kommunen eben auch viel falsch und auch viel richtig machen. Dazu braucht es Erfahrung, Forschung und Know How. Ich glaube, dass wir diesbezüglich auf einem guten Weg sind. Wir haben schon viel gelernt und machen – mit Rückschlägen – immer mehr richtig.

3. Die Aufgabe von Kirche und Diakonie

Kirche und Diakonie haben eine wichtige Aufgabe bei den anstehenden Integrationsprozessen. Ausgehend vom christlichen Menschenbild nachdem jeder Mensch ein würdevolles Ebenbild Gottes ist, haben wir eine anwaltschaftliche Funktion überall dort, wo wir die Würde gefährdet sehen. Wir können nicht schulterzuckend wegschauen, wenn Menschen auf der Flucht im Mittelmeer ertrinken oder an Grenzzäunen steckenbleiben. Es kann uns auch nicht egal sein, ob Menschen viel zu lange in prekären Notunterkünften hausen müssen. Und wenn Menschen im Wirrwarr unseres Aufenthaltsrechtes verrückt werden, dann haben wir nicht die Wahl, einfach wegzuschauen. Es geht dabei nicht darum, die Politik und die Behörden leichtfertig für ihr Unvermögen zu kritisieren, sondern es geht darum, ein Auge für das Schicksal des Einzelnen zu behalten. Das ist unsere Aufgabe! Es geht eben nicht um eine Zuwanderer- oder Flüchtlingswelle, es geht nicht um eine unbestimmte Masse Mensch, sondern um konkrete Individuen. Alle wertvoll, wichtig und von unverbrüchlicher Würde. Alle Geschöpfe des Gottes, den wir verehren. Das nicht aus dem Blick zu verlieren, wenn nur noch von Gruppen, von „denen“ und von „uns“ gesprochen wird, ist ein wichtiger Beitrag zur gesellschaftlichen Debatte.

Auf dieser Basis lebt z.B. auch das Kirchenasyl. Es ist nicht etwa – wie mancherorts von der Politik unterstellt – eine Fundamentalkritik an unserem Aufenthaltsrecht, sondern vielmehr Ausdruck des Wissens darum, dass auch das beste System Fehler macht. Jeder Mensch, an dem möglicherweise ein solcher Fehler begangen wurde, verdient Zeit für eine erneute Überprüfung und Klärung. Wir dürfen es nicht scheuen, um dieses Wissens willen auch Sand im Getriebe zu sein.

Die andere Weisheit des christlichen Menschenbildes besagt, dass Menschen nicht „gut“ sind. Niemand. Auch Zuwanderer nicht. Das bewahrt uns vor romantischen Überhöhungen und enttäuschten Erwartungen. Zuwanderer sind Menschen wie wir: Sie folgen ihren eigenen, manchmal fragwürdigen Motivationen, sie sehen zu, dass sie irgendwie überleben, sie können tolle Nachbarn sein und manchmal ihren Zorn nicht in den Griff bekommen. Sie nehmen, was sie kriegen können, lügen und betrügen und sind rechtschaffene Bürger. Häufig alles gleichzeitig – so wie das auch bei uns ist. Zuwanderer sind nicht die besseren Menschen. Das ist eigentlich eine Binse, aber manchmal muss

sie gesagt werden. Und auch gesagt werden muss, dass Kirche und Diakonie sich nicht engagieren, weil Zuwanderer die besseren Menschen wären oder eben ein großer Gewinn für unsere Gesellschaft. Sondern wir engagieren uns, weil Zuwanderer Menschen sind!

Auf dieser Basis haben Kirche und Diakonie nicht nur anwaltschaftliche Funktion, sondern machen sich auch ganz konkret nützlich. Kirchengemeinden können Treffpunkte und Begegnungsorte sein. Sie können aber auch zur Heimat werden. Gleichzeitig können sie eine Mediatorenfunktion in ihren Stadtteilen übernehmen, wenn es zum Beispiel um den Interessenausgleich beim Bau von Unterkünften geht. Gemeinsam mit der Diakonie tragen die Kirchengemeinden Verantwortung für zentrale Integrationsagenturen unserer Stadt, die Kitas. Die Diakonie bringt das Expertenwissen und die professionelle Verlässlichkeit ein beim Betreiben von Integrationszentren, psychologischer und rechtlicher Beratungsstellen, in der Ausgestaltung von Unterkünften und der Betreuung von minderjährigen Unbegleiteten. Neu entstehen in den letzten Jahren diverse Integrations- und Freiwilligenprojekte für Zuwanderer. Insgesamt ist es sicher richtig festzustellen, dass es noch nicht reicht. Gerade deshalb – und weil es im Sozialen nie „reicht“ – ist es aber auch ebenso wichtig zu betonen, dass wir nicht nur sehr viel gelernt haben, sondern auch in der Praxis an vielen Stellen richtig gut geworden sind. Dieser Prozess wird sich fortsetzen!

Kirche und Diakonie helfen bei der Integration von Zuwanderern. Gleichzeitig tun wir uns schwer mit der von uns zu erbringenden Integrationsleistung. Die Gesellschaft hat sich verändert. Bis 1880 war jeder Bürger dieses Landes Kirchenmitglied. Erst seit dem kann man überhaupt austreten. Und erst seit den 60er Jahren gibt es eine erkennbare Zahl von Menschen, die dieses Recht jährlich wahrnehmen. Mittlerweile geraten wir in eine Minderheitensituation. Mit den Menschen gehen Selbstverständlichkeiten verloren und für manche ist das mit Trauer verbunden, ja einige wännen sich bereits in einer Art babylonischer Gefangenschaft. Das hat wenig mit Zuwanderung zu tun, aber die vielen neuen Menschen aus aller Welt mit ihren für uns neuen Religionen lassen sichtbar werden, was durch Austritte eher unsichtbar geschieht: Wir sind nur noch eine Religionsgemeinschaft unter vielen. Tatsächlich sind auch wir in gewisser Weise den Weg von Jerusalem

nach Babylon gegangen und finden uns nun in der multireligiösen und multikulturellen Großstadt wieder in der – auch inhaltlich – an vielen Stellen nicht mehr unsere Sprache gesprochen wird, auch wenn dieses Land natürlich nach wie vor erkennbar christlich geprägt ist. Aber auch wir schwanken, wie die deportierten Israeliten, bisweilen zwischen völliger Assimilation und Verweigerung bzw. Rückzug auf die „Kerngemeinde“.

Deshalb gilt auch für uns Gottes Wort, dass wir Häuser bauen und uns von unseren Gärten ernähren sollen. Alles wohl etwas kleiner als bisher. Eben der neuen Situation angemessen. Auch für uns gilt die Aufforderung, nicht weniger zu werden. Das heißt, das, was uns wichtig ist, zu bewahren, unsere Identität und unseren Glauben nicht aufzugeben. In der Diakonie haben wir die Fortentwicklung des evangelischen diakonischen Profils unserer Mitgliedsunternehmen als zentrale Aufgabe des Landesverbandes erkannt und unter anderem eine Profilberatungsstelle eingerichtet. Ich hoffe, dass die neuen Umstände auch in Kirche und Diakonie, wie bei den Deportierten in Babylon, zu einem fruchtbaren theologischen Prozess führen. Wir werden viele Themen unseres Glaubens neu entdecken und manch liebgewordene Tradition verabschieden. Noch empfinde ich uns dabei aber viel zu zögerlich und zu traditionalistisch. Aber wir sind ja auch erst am Anfang. Und wir sollen für unsere Stadt beten, so fremd sie uns vielleicht auch an manchen Orten geworden ist, und ihren Shalom suchen. Der Shalom einer Stadt hängt wesentlich an einem gelingenden Interessen- und Wohlstandsausgleich für alle Bewohnerinnen und Bewohner. Um daran glaubwürdig mitwirken zu können, benötigen wir dringend Kultur- und Sprachmittler aus allen Bevölkerungsgruppen in unseren Reihen. Die Regel, dass nur noch Menschen, die einer Kirche zugehörig sind, bei uns arbeiten dürfen hat sich überlebt. Ihr weiter zu folgen würde praktisch bedeuten, den Anschluss an große Gruppen der Gesellschaft zu verlieren und käme einem Rückzug gleich. Da steht für uns die Aufgabe an, vor der sich auch Fatih Akin gesehen hat: Erklären wir diese Stadt zu unserer Stadt oder verharren wir im Minderwertigkeitsgefühl der Minderheit? Gut, dass es vermutlich noch dieses Jahr zu einer Überarbeitung der Loyalitätsrichtlinie kommt. Gut, dass wir uns beweglich zeigen. Gut für uns und gut für die Stadt! Wir werden in der Zukunft weniger auf Macht und Rechte setzen können und mehr auf Gott

vertrauen müssen: Wir sind seine Kirche und folgen seiner Verheißung!
Wir suchen der Stadt Bestes!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Ich freue mich nun auf das
Gespräch mit Ihnen!